

Unverkäufliche Leseprobe



Thomas Junker
Die Evolution des Menschen

127 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-53609-0

Gesellschaft und Macht

Am Freitag, den 27. Juli 1724, wurde in der Nähe von Hameln «ein nacktes, braungelbes, schwarzhaariges Geschöpf» gefunden und mit Hilfe von ein paar Äpfeln eingefangen. Zunächst betrug es sich «gar thierisch», wurde aber langsam «zahmer und reinlicher». Der «wilde Peter», wie die Kinder ihn nannten, wurde bald zu einer Berühmtheit und fand schließlich im englischen König Georg I. seinen Wohltäter. Nachdem der wilde Peter von Naturforschern und Philosophen als «Ideal des reinen Naturmenschen» untersucht und diskutiert worden war, gab man ihn im ländlichen England in Pflege, wo er 1785 als «hochbetagtes Kind» sein Leben beschloss (Blumenbach 1811: 11–44).

Der wilde Peter war nicht das einzige «Wolfs-» oder «Bärenkind», von dem man sich im 18. Jahrhundert Aufschluss über die Natur der Menschen und die «angeborenen Begriffe» erhoffte. Es gab, so vermutete man, einen ursprünglichen Naturzustand, in dem Menschen als einzelne, isolierte Individuen lebten. Bevor sie sich miteinander verbündeten, waren sie «vielleicht das wildeste und das am wenigsten Furcht einflößende Tier von allen: nackt, ohne Waffen und ohne Schutz war die Erde für sie eine riesige Einöde, von Ungeheuern bevölkert, deren Beute sie oft wurden» (Buffon 1753: 173).

Noch in den 1930er Jahren entwickelte der Philosoph Arnold Gehlen eine Anthropologie, der zufolge die Menschen biologische «Mängelwesen» sind. Bis heute steht sie bei Geistes- und Sozialwissenschaftlern hoch im Kurs. Gehlen behauptete, dass die Menschen «im Gegensatz zu allen höheren Säugern hauptsächlich durch Mängel bestimmt» seien, die «im exakt biologischen Sinne» Unangepasstheiten darstellen. Als Beispiele nennt er u. a. das fehlende «Haarkleid», mangelnde «natürliche

Angriffsorgane», einen «geradezu lebensgefährlichen Mangel an echten Instinkten» und eine «ganz unvergleichlich langfristige Schutzbedürftigkeit» in der Kindheit. Daraus schloss er, dass der Mensch «innerhalb *natürlicher*, urwüchsiger Bedingungen [...] als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon längst ausgerottet sein» würde. Dies war aber offensichtlich nicht der Fall. Vielleicht, so spekulierte Gehlen deshalb weiter, gab es eine «optimale Zufallsumwelt,» ein «Paradies», einen «Mutterschoß der Natur» ohne Kampf ums Dasein, für den er indes weder Belege noch plausible Szenarien angeben kann (1997: 33, 128).

Menschen sind aber nicht hilflos, sondern «selbst im rohesten Zustand, in dem sie heute existieren», sind sie, wie Darwin schrieb, «das dominanteste Tier, das jemals auf dieser Erde erschienen ist» (1871, 1: 136). Dies gilt, so kann man heute ergänzen, definitiv für die letzten rund 200000 Jahre. Bei der Verbreitung von *Homo sapiens* nach Asien, Australien, Europa und Amerika zeigte sich überall das gleiche Muster: Wo Menschen auftauchten, kam es zu einem massiven Aussterben der Großtierfauna. Von den 150 Gattungen von Großtieren (> 44 kg), die vor 50000 Jahren lebten, waren 40000 Jahre später zwei Drittel verschwunden. Unter den ausgestorbenen Arten waren, um Nord-Amerika als Beispiel zu nehmen, nicht nur Beutetiere wie Pferde, Kamele, Riesenfaultiere und Mammuts, sondern auch Raubtiere wie Säbelzahnkatzen und Löwen. Klimaveränderungen scheinen das Aussterben teilweise beschleunigt zu haben, in den meisten Fällen korrelieren die Aussterbeereignisse aber so eng mit der Ankunft der Menschen, dass an ihrer Rolle als alleinige oder Mit-Verursacher kein Zweifel besteht (Barnosky et al. 2004).

Was also ist die Ursache ihrer Macht, die es den Menschen ermöglichte, die Erde von «den riesigen wilden Tieren zu säubern»? Es ist, wie der Naturforscher Georges Buffon schon im 18. Jahrhundert schrieb, die Gesellschaft, «aus der der Mensch seine Macht bezieht; in ihr kann er seinen Verstand verbessern, seinen Geist üben und seine Kräfte vereinen» (1753: 173).



Abb. 15: Großtierfauna Nord-Amerikas bei Ankunft der Menschen
vor rund 15 000 Jahren

Nutzen und Kosten sozialer Gruppen

Die Sozialität der Menschen ist keine kulturelle Eigenschaft, sondern sie sind von Natur aus soziale Tiere, mit einer ganzen Reihe biologischer Anpassungen an das Gruppenleben. Das Zusammenleben in dauerhaften Verbänden, bei denen die Tiere interagieren und sich als Individuen erkennen, ist eine grundlegende und ursprüngliche Anpassung der Primaten, die lange zu ihrem Verhaltensrepertoire gehörte, bevor es Menschen gab. Unter Halbaffen gibt es einige einzeltägliche Arten, unter echten Affen und Menschenaffen werden nur Orang-Utans genannt. Aber auch sie bewegen sich in einem ausgedehnten Verband von Artgenossen, zu denen sie gelegentliche soziale Kontakte aufnehmen. In Zoos zeigen sie sogar ein intensives Sozialverhalten.

Warum leben Tiere in sozialen Gruppen? Als wichtigsten Vorteil nennt die Verhaltensforschung den Schutz vor Raubtieren (Voland 2000). Sozial lebende Tiere werden zwar leichter von Raubfeinden aufgespürt, sie verfügen aber über mehr aufmerksame Augen und Ohren, und sie können sich gegenseitig warnen. Bei einigen Affenarten kann man auch kollektive Verteidigung gegen Raubtiere beobachten; in einzelnen Fällen gelang es Pavianen auf diese Weise sogar, Leoparden, ihre gefährlichsten Raubfeinde, zu töten. Bei einigen Primaten wie Pavianen, Schimpansen und Menschen verteidigen die Männchen zudem gemeinsam ein Territorium mit Nahrung und anderen Ressourcen gegen rivalisierende Horden. Anfang der 1970er Jahre konnten Jane Goodall und andere Verhaltensforscher in Feldstudien an Schimpansen erstmals tödliche Aggression gegen Männchen und sexuell nicht empfängliche Weibchen fremder Horden nachweisen. Es wurden mehrjährige Feldzüge beobachtet, in deren Verlauf der schwächere Verband systematisch dezimiert wurde, bis keines der Männchen übrig blieb und die Gruppe sich auflöste (Goodall 1986).

Schimpansen sind neben den Menschen die einzigen Menschenaffen, die zudem systematisch und in Gruppen jagen. In den meisten Fällen jagen erwachsene und heranwachsende Männchen, seltener Weibchen. Das bevorzugte Beutetier sind

junge Stummelaffen (*Colobus*). Auch die frühen Menschen waren sicher nicht nur Jäger, sondern gemeinschaftliche Jäger.

Das Leben in einem sozialen Verband hat auch eine ganze Reihe von Nachteilen. Seine Mitglieder konkurrieren um Nahrung, Paarungspartner oder andere Ressourcen; je knapper ein Gut ist, desto mehr nehmen die Konflikte zu. Notwendige Voraussetzung für die Bildung sozialer Gruppen ist also ein für mehrere Tiere ausreichendes lokales Nahrungsangebot. Die Verteilung und Menge der Nahrung ist letztlich entscheidend für die Sozialstruktur einer Art. Bei Primaten müssen vor allem die Weibchen wegen ihres gesteigerten Energiebedarfs in Schwangerschaft und Stillzeit Wert auf die gesicherte Verfügbarkeit ausreichender Nahrung legen. Ihre räumliche Verteilung ist deshalb in erster Linie von der Verteilung dieser Ressource abhängig. Da die Männchen deutlich geringere Reproduktionskosten haben, ist bei ihnen ein großes Nahrungsangebot weniger wichtig; für sie ist der Zugang zu den Weibchen der limitierende Faktor. Die Weibchen werden sich also bei den Futterquellen aufhalten, die Männchen in der Nähe der Weibchen.

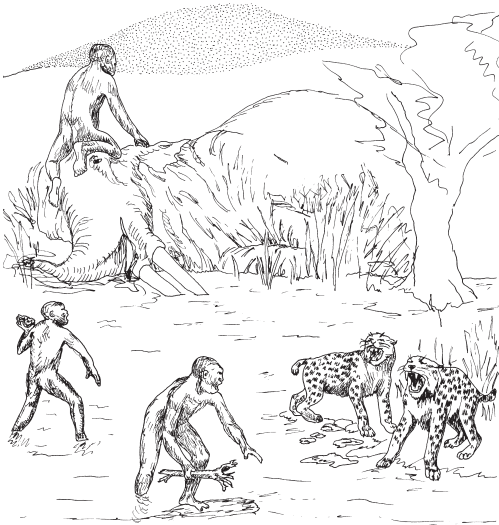


Abb. 16: Kooperatives Jagen bei *Australopithecus habilis* (nach Wilson 1980)

Sind die Ressourcen verstreut, so sind die Weibchen zu einem einzelgängerischen Leben gezwungen, als Folge kann ein monogames Paarungssystem wie bei den Gibbons entstehen. Lassen es reichhaltigere Futterquellen zu, dass sich mehrere Weibchen in unmittelbarer Umgebung aufhalten, so haben einzelne Männchen – wie bei Gorillas – die Möglichkeit, einen Harem zu verteidigen. Kommt genügend Nahrung innerhalb eines begrenzten Gebietes, aber verstreut vor, so können sich so genannte *fission-fusion*-Gruppen wie bei Schimpansen bilden (Trennung-Verschmelzungs-Gruppen). Dabei verbringen die Individuen einer Gemeinschaft einige Zeit allein oder bilden kurzfristige Untergruppen, wenn sie auf Nahrungssuche sind. Der Versuch einzelner Männchen, einen Harem aus mehreren Weibchen zu bewachen, ist unter diesen Umständen zum Scheitern verurteilt. Bei den Schimpansen kooperieren deshalb mehrere (verwandte) Männchen, weil sie nur so ein ausgedehntes Territorium einschließlich der darin befindlichen Nahrungsressourcen und Weibchen verteidigen können (Foley 2000: 123–35).

Neben den ökologischen Kosten des Gruppenlebens, die durch erhöhten Aufwand bei der Nahrungssuche entstehen, gibt es noch die sozialen Kosten. Zwischen den Individuen einer Gruppe gibt es zahlreiche Interessenkonflikte – um Nahrung oder Reproduktionspartner –, die zu aggressiven Auseinandersetzungen führen und beigelegt werden müssen. Allianzen zwischen den einzelnen Tieren bedürfen der Pflege, und schließlich müssen sich die Gruppenmitglieder in Anbetracht äußerer Feinde ihres gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens versichern. Bei Altwelt-Affen und Menschenaffen wird dies überwiegend durch gegenseitige Fellpflege erreicht (*grooming*), bei Bonobos haben sexuelle Kontakte eine ähnliche Funktion. Mit der Größe der Gruppe nimmt auch die Zeit zu, die die Individuen der gegenseitigen Fellpflege und anderen Formen sozialer Interaktion widmen müssen, damit es nicht zur Zersplitterung der Gruppe kommt. Heutige Menschen- und Schwanzaffen verbringen bis zu 20 Prozent der Tagzeit mit dieser Tätigkeit, deutlich mehr als aus gesundheitlichen Gründen erforderlich wäre.

Interessant ist auch hier der Vergleich mit Menschen. Rechnet

man die entsprechende Zeit hoch, die ein Individuum in einer typischen Jäger- und Sammler-Gemeinschaft von rund 150 Individuen auf soziale Interaktionen verwenden müsste, so kommt man auf über 40 Prozent der verfügbaren Zeit. Da dies unter natürlichen Bedingungen kaum realistisch ist, mussten Menschen andere, effektivere Methoden der Gemeinschaftsbildung entwickeln: Eine ist die Sprache, die es erlaubt, mit mehreren Personen gleichzeitig zu kommunizieren, andere sind Gemeinschaftsrituale – Tänze, Schauspiele und Feste – oder gemeinsame Phantasien (Mythen). Diese Formen sozialer Interaktion ergänzen, aber sie ersetzen den direkten körperlichen Kontakt nicht. Der Lustgewinn beim ‚Grooming‘ ist eine biologische Anpassung aller Menschenaffen an das soziale Leben, sein Entzug führt auch bei Menschen zu schweren psychischen Schädigungen.